

„Alles und Nichts.“

von Daniel Schmidt

„Ist die Kunst frei?“

Ich erwache aus meinem Tagtraum. Wir stehen im Eingang zur Ausstellung

„Haltung und Fall“.

„Hmm?“

„Da, an der Wand. Freiheit. Was denkst du?“

„Freiheit kann man nicht eingrenzen, Freiheit muss man ausatmen“, zitiere ich den Rapper Curse mit einem Hauch scheinbar intellektuellen Untertons.

Kurze Stille. Wir reden noch ein paar Sätze, dann beginnen wir unseren Gang durch die Hallen und Räume. Die Ausstellung fließt nur so an mir vorbei; ich bin erneut in meine Gedankenwelt abgetaucht, gänzlich umströmt von dieser Frage:

Was ist Freiheit eigentlich – und was hat das mit Haltung und Fall zu tun?

Oft begegnet mir die Einstellung, Freiheit wäre ein Kämpfer, furchtlos in der Auflehnung gegen Grenzen; bis an die Zähne bewaffnet im Duell gegen die Abhängigkeit. Ein sehr heroisches Bild. Leicht verständlich und greifbar noch dazu. Obwohl ja, wer bis an die Zähne bewaffnet ist, auf seine Freiheit, deutlich sprechen zu können, verzichtet. Moment. Verzichtet hier Freiheit auf Freiheit? Beschränkt sich hier die Freiheit selbst? Aber mir wurde doch gesagt, Freiheit wäre frei von Grenzen; beispielsweise über den Wolken! Jetzt habe ich einen Ohrwurm.

Außerdem bin ich über den Wolken ja nicht frei, solange ich nicht fliegen kann. Ich bin in meiner Freiheit abhängig von einem Flugobjekt. Es sei denn ich befreie mich davon. Allerdings bin ich dann abhängig vom Sauerstoff, so hoch über den Wolken. Und ich bin auch noch abhängig von der Schwerkraft. Diese zeigt mir mit dem Boden zudem recht bald eine doch eher wirkungskräftige Grenze meiner Freiheit auf. Nicht ganz so extrem ist diese Grenze wiederum, wenn ich wortwörtlich von einem Fallschirm abhängige. Die Freiheit über den Wolken kostet mich in diesem Beispiel direkt drei Abhängigkeiten und eine Grenze.

Ich stehe vor einem Fernseher. Drei Männer bilden eine Pyramide, indem sie Körperspannung aufbauen und sich mit ihren Köpfen aneinander lehnen. Das Künstlertrio JoçJonJosch verdeutlicht auf großartige Weise meinen gerade dargestellten Gedankenprozess. Für die Freiheit, eine neue Position und Perspektive gewinnen zu können, bezahle ich mit der Abhängigkeit von anderen Individuen. Und mit Schmerz. Allein vom Zuschauen baut sich Druck in meinem Kopf auf. Vielleicht sind es aber auch nur die vielen verschiedenen Geräusche der Ausstellung.

Zwei Räume weiter ist es etwas ruhiger. Ich setze mich vor eine Leinwand, auf die kurze Videoaufnahmen verschiedener Küstenabschnitte projiziert werden. In aller Ruhe laufen die Wellen auf die Steine oder an den Strand und bewegen mich dazu,

meine innere Anspannung fallen zu lassen. Dann tritt ein Mann ins Bild. Er bewegt sich zielstrebig auf das Meer zu, taucht unter und, ähm, nach etwa 50 Sekunden wird das Bild schwarz. Ein neuer Küstenabschnitt wird gezeigt und das Schauspiel wiederholt sich. Plötzlich fühle ich mich unwohl. Beim nächsten Clip halte ich die Luft an. Nach 28 Sekunden ertrinke ich. Auch dies wiederholt sich. Enttäuscht schließe ich die Augen. Das Meer verschlingt mich. Nein, eigentlich nicht das Meer, es ist die Zeit, die mich verschlingt; das Meer hat nur den längeren Atem. Das Meer kann sein, weil es Zeit hat. Und ich? Ich habe keine Zeit. Ich muss auftauchen. Meine Erwartungshaltung, die Kontrolle nicht aufzugeben, sondern aufzutauchen, etwas Neues zu tun und meine Zeit zu nutzen, wird enttäuscht. Stattdessen sehe ich mich mit der Endlichkeit meines Seins konfrontiert. Meer und Zeit überschreiten die Grenzen meines Verstandes und meiner Sichtweite. Grenzenlosigkeit gibt es nicht im Materiellen. Wenn ich Freiheit erfahren will, dann muss ich ein Stück Kontrolle aufgeben. Ich entschieße mich, es dem Meer und der Zeit gleich zu tun und schließe Frieden mit dem Sein und Irgendwann-nicht-mehr-Sein. Entspannt öffne ich meine Augen. Sebastian Stumpf, der Schöpfer der laufenden Videoreihe mit dem Titel „Ocean“ taucht gerade wieder ab. Reflexartig halte ich die Luft an und genieße die beruhigende Brandung. Verträumt verliere ich mich in einem weiteren Clip und als dieser erneut wechselt atme ich tief ein, stehe auf und beginne eine neue Runde durch die Ausstellung.

Diesmal bleibe ich vor einer Bühne stehen, die der Künstler Christian Falsnaes aufgebaut hat. Zwei junge Frauen mit Kopfhörern performen darauf. Mal wird gegangen, gelegen, gekrabbelt, dann geschrien. Über die Kopfhörer bekommen sie Anweisungen, wie sie sich verhalten sollen. Eine der Frauen hält inne. Sie schaut zerknirscht, schüttelt den Kopf und hängt den Hörer wieder an die Wand. „Ich werde mich doch hier nicht ausziehen.“ Ein nachvollziehbarer Entschluss, wie ich finde. Gleichzeitig offenbart sich mir ein ironisches Bild: Hier gehen Freiheit und Sicherheit gerade Hand in Hand. Bei Shakespeare heißt es, dass die Welt eine Bühne sei. Wäre der Kopfhörer ein totalitäres System, hätte sich die Frau mit ihrer Befehlsverweigerung gerade dazu entschieden, nicht nur wortwörtlich, sondern auch übertragen, in aller Konsequenz von dieser Bühne abzutreten. Ein mutiger Schritt, wie ich finde. Obwohl, wird sie es als Mut empfinden? Vielleicht ist es vielmehr die Natur der Selbstachtung, die sie angetrieben hat. Womöglich ist diese Frau, die bereitwillig ihr Leben gibt, „einfach nur“ in ihrer Identität gefestigt. Sie hat sich die Würde nicht nehmen lassen, über ihre Identität zu bestimmen, ihr Selbst zu definieren, und nun achtet sie es aus Überzeugung. Das ist „Würde als Haltung“ und erinnert mich stark an Henleys Invictus: „I am the master of my fate: I am the captain of my soul.“

Zurück im Hier und Jetzt steht die Bühne wiederum auch in einem Raum, in dem ich als Teil dieses Werkes durch die Kunstfreiheit geschützt bin. Die Freiheit ist hier, sich für die Rolle zu entscheiden und die Sicherheit ist durch die Rolle objektiv gegeben. Wie die Frau ihre Freiheit auslebt ist von ihrem Selbstverständnis abhängig. Eben noch in der Freiheit, ihr Leben aufzugeben, gibt sie jetzt das Erleben neuer Freiheit auf, indem sie die Rolle unterbricht. In diesem Sinne fehlt es ihr an Trennschärfe. Oder die Trennschärfe offenbart sich gerade durch dieses Unterbrechen. Brachte mich das Meer eben noch zu der Überzeugung, Kontrolle aufgeben zu müssen, um Freiheit zu erfahren, stellt die Bühne dies wieder in Frage.

Verwirrt verlasse ich die Ausstellung; frische Luft schnappen. Auf dem Heimweg fasse ich zusammen:

Haltung bewahrt mich vor dem Fall. Haltung bedingt den Fall. Der Fall testet Haltung. Der Fall schafft Haltung. Haltung und Fall sind gleichsam wichtig, wie gefährlich. Sie grenzen gleichzeitig ein und aus. Sie kleiden sich in Freiheit und Sicherheit. Die Anteile unterscheiden sich jedoch kontextuell.

„Wer die Freiheit aufgibt, um Sicherheit zu gewinnen, wird am Ende beides verlieren.“ So wird Benjamin Franklin oft falsch zitiert. Das heißt aber nicht, dass die Aussage falsch ist. Ganz ohne Freiheit kann ich mich eben nicht kleiden – und jede Sicherheitskleidung hat Lücken. Freiheit ist essenziell wichtig für mein Leben. Ich muss mich also mit ihr beschäftigen und sie nicht als gegeben hinnehmen. Täte ich das, gäbe ich sie auf. Vielleicht hat Curse dann tatsächlich recht: Freiheit zeigt sich dadurch, dass ich sie ausatme, indem mein Leben in meinem Handeln von ihr spricht. Freiheit ist nicht grenzenlos; Freiheit ist die Möglichkeit, mir meine eigenen Grenzen setzen zu können. Und weil Freiheit sich immer selbst begrenzt, ist Freiheit verdammt anstrengend. Deshalb muss ich mich in Freiheit üben. In diesem Sinne ist Freiheit eine Disposition. Die Tugend des Freiseins ist das Begrenzen. Ein freier Mensch strebt weder nach Allem, noch gibt er Alles auf; ein freier Mensch übt, sich aktiv und kontextuell entscheiden zu können. Das erkannte auch Chesterton 1908: „Revolution lässt sich [...] mit dem modernen Menschen praktisch nicht mehr machen. Gegen alles und nichts aufbegehrend, hat er das Recht verloren, sich gegen irgendetwas zu erheben.“ So wie ich nicht nicht kommunizieren kann, kann ich als freier Mensch also auch nicht keine Haltung zu etwas einnehmen. Mich zu etwas nicht zu positionieren, ist nur dann möglich, wenn es eine aktive Entscheidung ist, die ich begründen kann – und das macht sie wiederum zu einer Haltung.

„Tja, so ist das“, schließe ich meine Gedanken, „eine weitere kleine Insel im Meer der Unwissenheit.“ Mittlerweile ist mein Kopf derart an die Grenzen seiner Denkfähigkeit gelangt, dass ich auch körperlich komplett erschöpft bin. Ich schleppe mich ins Wohnzimmer, gebe jede Anspannung auf und sinke schwerfällig in den Sessel vor dem Fernseher. Manchmal geht einfach nichts über leichte Unterhaltung.